

Problemschüler? Problemlerher!

Geht es um Brennpunktschulen, wird immer nur auf die schwierigen Kinder und Jugendlichen gezeigt. Das ist falsch. Die Lehrkräfte sind ebenso schuld an der Misere. Der Brandbrief einer Lehrerin

Der Tagesspiegel

19 Mar 2017

Ich bin Lehrerin an einer sogenannten Brennpunktschule. Falls Sie erwarten, dass ich im Folgenden über „Problemschüler“ spreche oder darüber, dass ich die „schwierige Schülerklientel“ nicht mehr ertrage, muss ich Sie enttäuschen. Nein, was oder vielmehr wen ich nicht mehr ertrage – und deshalb dieser Text –, das sind die Lehrenden und Leitenden an meiner Schule. Wie kommt das?

Die Sicht auf Brennpunktschulen ist geprägt von einem klaren Bild. Es ist das Bild von Kindern und Jugendlichen, die sich nicht im Griff haben, die ihre Lehrer und vor allem Lehrerinnen nicht respektieren, die häufig aggressiv und lernunwillig sind. Diese Bilder werden fortwährend in der Presse entworfen und genährt, sie bilden das Fundament unserer gängigen Interpretation von „Brennpunktschulen“. Das Bild von Lehrerinnen und Lehrern fällt weniger scharf aus. Im Allgemeinen werden sie als Menschen dargestellt, die ihre pädagogischen Vorstellungen und Werte in Anbetracht der unzumutbaren Verhältnisse an den Schulen über Bord werfen müssen und am Rande der Erschöpfung stehen. Auf die Idee, Lehrerinnen und Lehrer als Mit- oder sogar Hauptverursacher schwieriger Verhältnisse an Schulen zu betrachten, kommt die Öffentlichkeit eher nicht. Dabei sehe ich das Hauptproblem meiner Schule genau darin: in schwierigen Lehrerinnen und Lehrern, ja in „Problemlerhern“, wenn Sie so wollen.

Was diese Lehrenden so problematisch macht, ist ihre positive Sicht auf sich selbst und ihre negative Einstellung gegenüber ihren Schülerinnen und Schülern. Eine der ersten Formulierungen, die ich lernte, als ich neu an die Schule kam, war „die Schüler rundmachen“. Das mag zunächst harmlos klingen, ist es aber genauer betrachtet nicht. Denn diese Formulierung legt eine Haltung offen, die jeglichen pädagogischen Werten zuwiderläuft. Die Lernenden an meiner Schule werden vorrangig als Problem wahrgenommen, mit dem es umzugehen gilt – bevorzugt durch Maßregeln und Tadeln, eben durch „Rundmachen“. Als junge Menschen mit Fähigkeiten und Talenten gelten sie nur bei wenigen.

Anders als man annehmen könnte, ist die Ursache für diese Haltung nicht in beruflicher Erschöpfung und Frustration zu suchen, sondern in festgefahrenen Denkmustern, mit denen auch junge Lehrende neu an die Schule kommen. Auf den Punkt gebracht: Dem Kollegium und der Schulleitung mangelt es stark an Vorurteilsbewusstsein. Die Schülerinnen und Schüler gelten bei sehr vielen meiner Kolleginnen und Kollegen als minderbegabt und aufmüpfig. Eine große Rolle spielt dabei die in mehreren Chiffren zum Ausdruck gebrachte Abwertung des kulturellen und religiösen Hintergrunds der Schülerschaft – zum Beispiel bei Schülerinnen und Schülern aus muslimisch geprägten Elternhäusern. Die Chiffren reichen von latenter Ablehnung – „ja, so sind sie“, „ihr kennt ja unsere Schüler“ – bis hin zu offenkundiger Feindlichkeit: „Mit den Arabern musst du aufpassen, sie lachen dir ins Gesicht und wenn du dich umdrehst, stechen sie dir in den Rücken.“ Es ist eine Weile her, dass ich diesen Satz gehört habe, doch er entsetzt mich noch immer. Ich frage mich nach wie vor, wie es sein kann, dass ein solcher Satz in einem Kollegium mehrfach ohne Protest geäußert werden kann.

Ich halte die Sprache, die von vielen meiner Kolleginnen und Kollegen verwendet wird, wenn sie über die Schülerschaft sprechen, insgesamt für besorgniserregend. Nicht selten werden Schülerinnen

und Schüler mit Wörtern beschrieben, die sonst nur für die Beschreibung von Tieren Anwendung finden. Insgesamt fühlen sich die meisten Lehrerinnen und Lehrer in dem paternalistischen Gedanken vereint, dass sie es zusammen schon irgendwie schaffen werden, diese verkorksten und vielleicht auch bemitleidenswerten Kinder irgendwie ein bisschen hinzubiegen. Das intakte Selbstbild der Lehrenden und das damit verquickte negative Fremdbild über „die Schüler“ erfährt fortwährend gegenseitige Bekräftigung: im Lehrerzimmer, in den Raucherpausen, auf den Gesamtkonferenzen, auf der Weihnachtsfeier.

Das hat drastische Auswirkungen auf das Lehrer-Schüler-Verhältnis und das damit verbundene Lernklima und Schulleben im Allgemeinen. Es schlägt sich beispielsweise darin nieder, dass Schülerrechte kleingehalten werden. Demokratische Mitbestimmung und Mitgestaltung von Schülerseite aus gelten als unerwünscht oder zumindest nicht praktikabel, da es mit „dieser Art von Schülerklientel“ nun einmal nicht möglich sei.

Welch verheerende Folgen diese Haltung haben kann, zeigt sich in einem aktuellen Vorfall: Ein Zehntklässler wird in der Folge einer verbalen Auseinandersetzung von einem Lehrer körperlich angegriffen. Anstatt danach von der Schule Unterstützung zu erfahren, wird dem Schüler seine Opferrolle weitestgehend abgesprochen und seine Suspendierung gewünscht. Der Lehrer hingegen wird nicht suspendiert, seine Aggression heruntergespielt. Diese Reaktion ist von außen betrachtet grotesk und skandalös. Von innen heraus, aus der Denkstruktur meiner Schule, ist sie das jedoch nicht. Denn der Schüler ist schließlich schon immer schwierig gewesen, da ist die Opfer-Täter-Verteilung in den Augen des Kollegiums klar. Sowohl die Lehrerinnen und Lehrer als auch die Schulleitung der Schule sind so festgefahren in ihrer „Wir gegen die“-Denkschiene, dass sie nicht begreifen wollen, was da passiert ist: Einem Schüler wurde sein Recht auf körperliche Unversehrtheit, ein Menschenrecht, von einem Lehrer, dessen Schutzbefohlener er ist, einfach abgesprochen.

An meiner Schule sind viele fachlich sehr fähige Lehrkräfte. Lehrkräfte, die sich in der Tat engagieren wollen und dies auch tun. Diese Lehrkräfte sehen ihre Fähigkeiten und ihren Elan jedoch ausgebremst, weil sie sich mit ihrer Haltung der Schülerklientel gegenüber selbst im Weg stehen. Mein Kollegium wünscht sich, dass die Schülerinnen und Schüler sich mehr mit ihrer Schule identifizieren, und versucht dies zu erreichen, indem es mehrere Klassen in einen Wettbewerb treten lässt: Die Klasse, die am meisten Punkte sammelt, gewinnt beispielsweise einen Ausflug in einen Freizeitpark. Das mag einzelne Schülerinnen und Schüler in der Tat über einen Zeitraum motivieren, sich wünschenswert zu verhalten. Mit einer echten Identifikation mit der Schule hat das aber wenig zu tun. Damit Schülerinnen und Schüler sich mit ihrer Schule identifizieren können, müssen sie sich wertgeschätzt fühlen. Sie müssen die Gewissheit haben, dass die Lehrerinnen und Lehrer an sie glauben, dass sie ihnen etwas zutrauen, dass sie hinter ihnen stehen und sie stärken möchten. Es braucht Lehrerinnen und Lehrer, die Vorbilder im sozialen Miteinander sind und die das Mitspracherecht ihrer Schülerinnen und Schüler als gewinnbringend ansehen und unterstützen.

Für ein gutes Klima an einer Schule mit einer Schülerklientel wie der meinigen muss es zudem Lehrende und Leitende geben, die verstehen wollen, was gemeint ist, wenn von „People of Color“(PoC) und „weißen Deutschen“, wie etwa mir, die Rede ist – anstatt sich damit zu begnügen, über „Gutmenschen“ zu spotten. Sie müssen wissen, was „kritisches Weißsein“ bedeutet, was der „Anti-Bias-Ansatz“ beinhaltet, was hinter dem Wort „Empowerment“ steckt und wie ein Diversitätskonzept an der Schule konkret zur Umsetzung kommen könnte. Es muss Lehrerinnen und Lehrer geben, die sich über die tiefgehende Ursache und Wirkung von (Alltags-)Rassismus im Klaren sind und die in der Lage sind, ihre eigenen gesellschaftlichen Privilegien und die damit zusammenhängenden schulinternen und gesamtgesellschaftlichen Machtstrukturen zu reflektieren. Es braucht Lehrpersonen, die bereit sind, sich selbst zu hinterfragen, die sich ihren eigenen Vorurteilen stellen wollen und die ein Bewusstsein dafür haben, wo die Grenzen ihres Wissens liegen.

An meiner Schule wünscht man sich, unter sich zu bleiben. Schließlich weiß man am besten, wie es an der Schule zugeht, da braucht man niemanden von außen – so die Denke. Seit die Schulinspektion der Schule jedoch ein schlechtes Zeugnis ausgestellt hat, was bei den meisten Kolleginnen und Kollegen wohlgekannt für Entrüstung gesorgt hat, wird sich bemüht: Leitbild und Schulprogramm wurden neu entworfen, noch mehr Regeln aufgestellt, Fortbildungen besucht und Arbeitsgruppen gebildet – alles eher zähneknirschend. Es geht vor allem um Außenwirkung. Die Oberfläche wird emsig poliert, während eine tiefgehende Reflexion über pädagogische Werte und pädagogisches Arbeiten ausbleibt. An der negativen Einstellung gegenüber den Schülerinnen und Schülern ändert sich nichts. Als einige von ihnen darum baten, ihre Ideen für das Leitbild einbringen zu dürfen – darunter der Wunsch einer „rassismuskritischen Schule“ – wurde diese Bitte ausgeschlagen. Damit wurde den Schülerinnen und Schülern aufs Neue vor Augen gehalten, dass ihre Stimme nicht zählt und demokratische Grundwerte, deren Vermittlung unser Bildungsauftrag ist, an unserer Schule systematisch verletzt werden.

Den Kollegen mangelt es an Vorurteilsbewusstsein: Sie werten Schüler ab – und merken es nicht. Für ein gutes Schulklima ist wichtig, dass die Schüler sich gewertschätzt fühlen. Stichwort: Empowerment. Verhalten sich Schüler falsch, sehen Lehrer die Ursache oft im Islam – statt in der Pubertät.

Ich werde oft gefragt, wie die Schüler an meiner Schule denn so sind. Ich versuche dann klar zu machen, dass es „die“ Schüler nicht gibt. Dass sie unterschiedlich sind. Manche sind wissbegierig, manche nicht, manche sind still, manche laut, manche aufgedreht, manche in sich ruhend, manche schlau, manche förderungsbedürftig. Und die meisten sind mal so und mal so. Je nach Unterrichtsfach, Lebensphase und Tagesform. Es sind junge Menschen mit Wünschen, Bedürfnissen und auch Sorgen, die sie unterschiedlich zum Ausdruck bringen. Viele von ihnen haben schon Diskriminierungserfahrungen machen müssen oder müssen verarbeiten, dass ihre Eltern eine marginalisierte Stellung innerhalb unserer Gesellschaft einnehmen. Ich wundere mich immer wieder über meine Kolleginnen und Kollegen, die sich spöttisch darüber äußern, dass die Schülerinnen und Schüler über so teure Handys verfügen. Verstehen sie wirklich nicht, dass diese Handys ihren Wunsch nach sozialer Teilhabe symbolisieren?

Ja, es gibt an meiner Schule auch „schwierige“ Schülerinnen und Schüler. Solche, die häufig unentschuldig fehlen, die ihre Frustration unangemessen zum Ausdruck bringen, und auch solche, die ihren Glauben zu simpel auslegen. Doch anstatt sich selbstzufrieden in seinen Bildern über die Schülerinnen und Schüler bestätigt zu sehen, gilt es, sich ernsthaft mit den Ursachen für dieses Verhalten zu beschäftigen. Das bedeutet, die Ursachen nicht im „Islam“ oder „anderen Kulturen“ zu suchen. Oft erlebe ich es nämlich, dass an meiner Schule negative Verhaltensweisen beispielsweise „muslimisiert“ werden, das heißt, Verhaltensweisen, die in der Pubertät oder in individuellen Persönlichkeitsstrukturen begründet liegen, werden schlichtweg damit erklärt, dass diejenigen, die sie an den Tag legen, Muslime sind. Wenn sich Schülerinnen und Schüler zum Beispiel laut verhalten, werden sie in dem Moment nicht als pubertierende Jugendliche betrachtet, sondern als problematische Muslime. Dieses unreflektierte Interpretationsmuster greift ebenso bei schwarzen Schülerinnen und Schülern, bei Roma, bei Tschetschenen, kurz: bei allen Schülerinnen und Schülern of Color. Dass an „gutbürgerlichen“ Schulen die Schülerinnen und Schüler ohne Migrationshintergrund nicht minder über Tische und Bänke gehen können, scheint den meisten meiner Kolleginnen und Kollegen nicht in den Sinn zu kommen.

Und dennoch gilt es, die Ursachen für schwierige Verhaltensweisen auch darin zu suchen, dass es sich um junge Muslime, junge Roma, junge Schwarze, generell um junge Menschen of Color handelt. Das ist jedoch anders zu verstehen, als an meiner Schule suggeriert wird: Als junge Menschen of Color bilden unsere Schülerinnen und Schüler einen Teil der Minderheitengesellschaft und sehen sich mit den Bildern, die sich die Mehrheitsgesellschaft über sie macht, fortlaufend konfrontiert. Bei ihrer Identitätssuche sind sie dadurch großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Eine Schule, die diesen Heranwachsenden und ihren Familien mit einer latenten und auch offenkundigen Abwertung begegnet, stellt eine solche Schwierigkeit dar. Das darf nicht sein! Schule muss ein Ort sein, an dem junge Heranwachsende

geschützt und gestärkt werden. Sie muss ein Ort sein, an dem Vielfalt offen, vorurteilsbewusst und professionell begegnet wird, und sie muss nicht zuletzt ein Ort sein, der pädagogisch beseelt ist. Deshalb fordere ich: Die Lehrenden und Leitenden an meiner Schule und ebenso an anderen ähnlichen Schulen müssen sich mit ihren Einstellungen und Vorurteilen auseinandersetzen. Dafür braucht es Strukturen, die dies einfordern. Diese Strukturen müssen schon in der Lehrerbildung angelegt sein und später, in Form von Fortbildungen, immer wieder auftauchen. Anders geht es nicht. Nur so kann Schulentwicklung an solchen „Brennpunktschulen“gelingen.

Die Autorin ist der Redaktion namentlich bekannt. Sie möchte sich auch im Interesse der Schule nur anonym äußern.